

[s.n.]

Autor(en): **Stauber, Jules**

Objektyp: **Illustration**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **105 (1979)**

Heft 35

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Nutzungsbedingungen

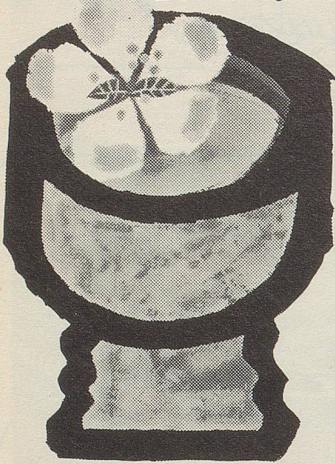
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

nächste Sommerpause Freitag-
abendreprise sämtlicher Stumm-
filme mit Mae West vorschlagen.
UH

Fabelhaft ist Apfelsaft



ova **Urtrüeb**
bsunders guet

merferienrummel betrogen sehen. Sie verbringen bald ihre Tage auswärts und lassen abends von der Kastanienbaumgrenze herab auch die übrigen benachteiligten Feriengäste an den deutschschweizerischen Programm-Segnungen via mitgeschleppte Fernsehkisten akustisch teilhaben.

Während das letzte Tageslicht in rosa angehauchtem Gold hinter dem dunkelsamtenen Kulissenrand der italienischen Berge verglüht und mein kleines Windlicht an immer schärfer abgegrenzten Schatten der Terrasse entlangzüngelt, erschallt plötzlich durch die sommerliche Stille des Freitagabends Tarzans kunstvoll gebrochener Urschrei, saust an unsichtbaren Lianen hangabwärts durch dunklen Sommerflieger und blaue Hortensienbüsche, schwingt sich über Dorfplatz und Grotto hinaus, den Kirchenhügel empor, zerschellt am gelbgrauen Gemäuer der protzigen Kirche und kommt als kleinlautes Echo zurück, während oben am Waldrand bereits das dumpfe Trampeln einer ganzen Elefantenherde losgebrochen ist und durch das ausgetrocknete Bett des Dorfbachs poltert.

Es ist nicht meine Absicht, das Fernsehen DRS für die Manieren seiner «Kunden» verantwortlich zu machen. Aber als unfreiwilliger Zuhörer würde ich für die

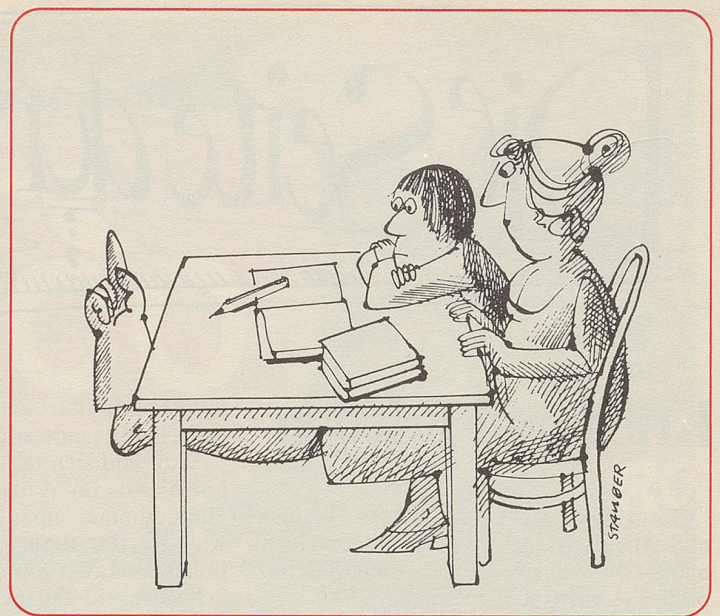
Schreiben ist Gold

«Willst du einen Brief, so schreibe einen Brief!» Das ist ein Spruch aus einer Zeit, die geradezu prähistorisch anmutet, gemessen am rasanten Wechsel unserer von der Technokratie diktierten Lebensgewohnheiten. Nicht, dass mir der oben zitierte Spruch jemals eingeleuchtet hätte, denn es gab schon immer Schreibfaule, die sich ums Antworten drückten. Aber seit Jahrzehnten bilden wir uns ein, keine Musse mehr zu finden für den schriftlichen Verkehr. Damit ist die Kunst des Briefeschreibens verlorengegangen. Ich weine ihr postum eine bittere Träne nach.

«Sag's doch schnell per Telefon!» Das ist der Slogan, mit dem die PTT wirbt. Er entspricht der Dynamik des modernen Menschen, der glaubt, gleich drei Dinge im selben Atemzug tun zu können – oder zu müssen. Sie meint's schon recht, die PTT, deshalb verwendet sie ja auch das Wörtlein «schnell». Es gibt genug des Geschäftlichen, des unaufschiebbar Dringlichen, der Berichte und Anfragen auch im privaten Bereich, die einer sofortigen Antwort bedürfen. Also nichts gegen das Telefon! – Wir brauchen es. Ob wir es aber nicht missbrauchen? Ganz abgesehen davon, dass es uns, wann und woher auch immer, mit seinem beharrlichen Läuten zu sich heranzwingt, verleitet es uns zu mancherlei Unfug. Hand aufs Herz: Wie oft sitzen wir eine halbe Stunde oder länger mit dem Hörer am Ohr da und schwatzen? Wenn wir nachträglich den Gehalt des Gesprächs zusammenfassen, hat er in drei Sätzen Platz. Wie oft hören wir nur mit halbem Ohr zu und überlegen uns das Was und Wie unserer nächsten Schilderung für den Fall, dass der Gesprächspartner die Gnade hat, seinen Redeschwall zu unterbrechen?

Das alles – und Uebleres – gibt es beim Schreiben nicht. Schon nach wenigen Sätzen zaubert einem die Vorstellungskraft (sie entfaltet sich in der Stille) den Briefempfänger vors geistige Auge. Man konzentriert sich auf ihn, man «spricht» zu ihm. Man verbringt die Zeit des Schreibens in seiner Gegenwart. Der eigene Gewinn ist ungleich grösser als beim Telefonieren.

Eines Tages bekommt man selbst einen Brief. Schon die Tatsache, dass er lautlos und geduldig im Kasten wartet, bis man sich seiner annehmen kann,



spricht für ihn. Etwas vom Wichtigsten ist es nun, nicht stehend den Umschlag aufzureissen und in Eile die Zeilen zu überfliegen. Das Briefelesen will zelebriert sein. Wo ist der Brieföffner? Wo die weiche Sofaecke? Fehlt noch die Vision des Absenders. Sie stellt sich ein, sobald man zu lesen beginnt. Nach der Lektüre lässt man den Brief sinken, sinnt nach, liest ihn nochmals, und am Abend – kaum zu glauben – liest man ihn ein drittes Mal, denn nun möchte man auch noch wissen, was *zwischen* den Zeilen steht.

Etwas für die ewig Vielbeschäftigten: Das ganze Jahr über unterstützt man den Kartenverkauf wohlthätiger Institutionen. Das Material häuft sich und schreit nach Verwendung. Mein Rezept: Hierhin und dorthin, nach hüben und drüben schnell ein paar Zeilen. Die Präliminarien und alle Floskeln weglassen. Nur das Wichtigste festhalten, aber fröhlich – oder lustig – auf jeden Fall echt und so, wie man's denkt. Das ist nicht nur ein Lebenszeichen, sondern macht Spass, besonders, wenn die Partner «mitspielen», und lässt den Kontakt nicht abreißen. Wer weiss, wieviel schlummernde Schreibtalente geweckt würden, beherrschte uns nicht das Telefon als beinahe alleiniges Kommunikationsmittel.

Uebrigens: ein Brief an jeden Ort innerhalb der Landesgrenze kostet den vergleichsweise bescheidenen Betrag von vierzig Rappen. Gritli

Es war einmal ...

Kürzlich gab mir eine meiner Schwestern einen alten Brief zum Photokopieren. Seither geht mir

der «verkaufte Josef» nicht mehr aus dem Sinn. Meine Brüder hüteten auch Vieh. Sie waren drei, nicht elf. Der kleine Bruder wurde nicht verkauft, sondern er musste fort, zu einer andern Bauernsams. Es ging um den grossen Hof. Wer sollte ihn erben? Jean war frisch konfirmiert, also fort mit ihm, in die französischsprachige Schweiz! Er war der Liebling der Mutter, weil er einen Kopf kleiner war als seine grossen Brüder. Damals lernten die Bauernsöhne keinen Beruf, sondern blieben als ledige «Vettern», als unbezahlte Knechte, auf dem Hof. Es gab einen Ausweg: die Heirat auf einen Hof, wo die Tochter Hoferin war. Bei uns überliess der älteste Bruder dem zweitältesten den Hof und heiratete eine Bauerntochter mit eigenem Bauerngut. 1930 war ich schon verheiratet. Mir, wie den andern, schrieb der kleine Bruder Heimwehbriefe aus dem Welschland. Ich teilte seine Sehnsucht nach dem Dörfchen, den Tieren und den alten Kammern.

Als der Hoferbe 70 Jahre alt wurde, lud er alle Geschwister mit Ehegatten zu sich ein. Es war ein kalter Tag. Um so mehr freuten wir uns, in der warmen, geräumigen Stube wie «einst» versammelt zu sein. Auch der «verdrängte Jean» war mit seiner noch sehr schönen Frau dabei. Er redete sogar manchmal französisch dazwischen! Er war im französischsprachigen Jura geblieben, so wie Josef in Aegypten geblieben war. Er kam später zu Besitz. Doch schlummert heute noch ein nagendes Heimweh nach den alten Pfaden und Wäldern in ihm.

Was sich vor Jahrtausenden abgespielt hat, wiederholt sich heute – in etwas abgeänderter Form. Rosel Luginbühl